

Nr. 263 Bydgoszcz / Bromberg, 18. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen
von André Mairock

(16. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Zenzl beobachtete sie scharf und argwöhnisch, ohne eigentlich zu wissen, warum sie es tat. Die fremde Frau sprach in fast dem gleichen Wortlaut, wie Heinrich es getan hatte, als er von Chur zurückgekommen war. Das war ihr sofort aufgefallen, und sie glaubte zu spüren, daß sie der gleichen Welt angehörte, in der auch Heinrich sich fünf Jahre lang aufgehalten hatte. Und ein paarmal hatte sie die Fremde dabei überraschen können, wie sie angestrengt durch das Fenster zum Scheibenhof hinüberschaute, als müßte sie die Menschen erkennen und erforschen, die dort drüben gelegentlich ein- und ausgingen. Das machte das Mädchen stutzig. Oder war es doch nur das argwöhnische Auge der Eifersucht, das sie mehr sehen ließ, als in Wirklichkeit da war? — Noch wagte sie es nicht, diese heimlichen Beobachtungen ihrem Vater mitzuteilen. Aber ihre Unruhe wuchs, bis eines Tages die Fremde selbst mit großer Vorsicht und für Zenzl ganz unerwartet gerade diese Gedanken zur Sprache brachte, ohne jedoch zu ahnen, daß sie dabei eine ganz merkwürdige Entdeckung machen sollte: „Sagen Sie mir doch, ist der Hof dort drüben herrenlos?"

Zenzl war bei dieser unerwarteten Frage zusammengeschreckt, als wäre sie bei ihren argwöhnischen, eifersüchtigen Gedanken ertappt worden. „Der Scheibenhof ? — — Warum?"

„Man sieht dort nur Frauen ein- und ausgehen . . .

„Dös kann scho sein. Aber es ist scho auch a Mann da."

„Wirklich? — — Dann ist er vielleicht nicht daheim?" forschte die Fremde weiter.

„Doch."

„Merkwürdig! — — Warum läßt er sich dann nicht sehen? Ich schaue doch viel auf den Hof hinüber, weil es stundenlang meine einzige Arbeit ist. — — Er ist wohl schon sehr alt?"

„Der alte Scheibenhofer ist tot, jetzt ist der junge drauf. Aber der ist lang in der Welt draußen g'st und hat noch kei rechte Freud dran . . ."

„So? — — Was hat er denn solange in der Fremde getan?"

„Er ist Bildhauer geworden."

„Ein Künstler also? — — Das ist ja großartig! Sie kennen ihn gewiß recht gut? Erzählen Sie mir doch von ihm! Wie heißt er, und wo war er?"

Nun konnte es Zenzl nicht mehr länger verhindern, daß sie im Gesicht über und über rot wurde, wie immer, wenn sie sich bei ihrer heimlichen Liebe ertappt glaubte. Sie antwortete also nicht darauf, sondern schlug verschämt die Augen nieder.

Daran erkannte die Fremde sogleich, wie es um das Herz dieses Mädchens bestellt war, und kurze Zeit richteten sich ihre Augen groß und überrascht auf das Mädchen. „Ah — —!" sagte sie dann und zwang ein Lächeln auf ihr Gesicht. „Ich verstehe schon: Sie sprechen nicht gern über Ihren jungen Nachbar, weil . . . Nun ja, warum soll es im Schwarztann anders sein, wie es doch überall ist?"

Zenzl antwortete immer noch nichts, aber durch ihr Betragen und ihr ganzes Wesen gab sie ungezwungen zu, wie recht die fremde Frau geraten hatte: Die Wirtstochter „Zur Rabenfluh" liebte den jungen Scheibenhofer! — — Das war eine ganz seltsame Entdeckung, die sie da gemacht hatte . . . Und Heinrich? — — Der Gedanke war wohl dumm und überflüssig: denn das liefe ja seiner ganzen wahren und treuen Natur zuwider. — — Und doch mußte sie immer wieder daran denken, so daß sie es gar nicht bemerkte, wie Zenzl sich plötzlich ganz heimlich entfernt hatte . . .

So harmlos diese Liebe sein mochte, sie hatte doch etwas Merkwürdiges, Tiefes an sich, daß sie der jungen Frau nicht mehr aus dem Kopf ging. Und als sie sich mit dem Schulmeister am Abend traf, brachte sie auch gleich ihre Entdeckung zur Sprache.

Der Schulmeister zeigte ein ernstes Lächeln, und dann erzählte er ihr die ganze Geschichte dieser Liebe, und zwar mit einer solchen Wärme, daß man unschwer erkennen konnte, wie fest sich auch sein eigenes Herz darin verstrickt hatte . . .

Die Frau sagte lange nichts. Ihre schönen Augen waren gedankenvoll durchs Fenster gerichtet. „Man hätte das Mädchen auf den Irrtum aufmerksam machen müssen!" sagte sie dann mit leisem Tadel.

„Wer hätte es tun sollen? — Heinrich Schrund war bis jetzt der einzige, der den Irrtum sah, aber er hat wohl schweigen müssen! — — Bei der nächsten guten Stunde soll es geschehen. Lassen Sie das meine Sorge sein!" — —

Damit gab die Frau sich zufrieden. Um diese heikle Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, konnte sie sich keinen besseren und geeigneteren Menschen denken, als gerade diesen Schulmeister.

„Ich war heut im Scheibenhof", sagte er nach einer Weile und gab dem Gespräch eine Wendung.

Sie schaute ihm mit großen, angstvollen Augen ins Gesicht: „Ich weiß, was Sie sagen wollen: Er ist nicht da . . .!"

„Wer hat das Ihnen gesagt?"

„Ich fühle es! — — Und einmal hätte ich ihn jetzt doch sehen müssen!"

„Ja, Sie haben schon recht: Er ist nicht da. — Seit vier Tagen ist er im Gebirge, angeblich, um die Scheibenhoferschen Höhenwälder nachzuschauen."

„Seit vier Tagen? Ist das nicht sehr lange?"

„Ja, das ist sehr lang!"

Sie sprang vom Stuhl auf. „Was heißt das? — — Reden Sie offen zu mir! Sie wissen ja . . ."

Er legte beschwichtigend die Hand auf ihren Arm und wollte sie auf den Stuhl zurücknötigen. „Bleiben Sie doch ruhig!"

„Ich sehe es Ihnen an, daß Sie ein Unglück befürchten! — — Warum läßt man nicht nach ihm suchen? Sind die Menschen hier so gleichgültig? So kalt? — Glauben Sie, daß ihm etwas zugestoßen ist?"

„Nein!"

„Nicht? — — Wo soll er sonst sein?"

„In Chur!" sagte der Schulmeister mit herabgedämpfter Stimme.

Jetzt schaute die Frau ihn ganz verstört an, brachte aber kein Wort hervor.

„Natürlich ist es nur eine Annahme: ich verstehe heut so viel von dem, was mir früher ein Rätsel war. — — Warten wir ab bis morgen. Ist er bis dahin noch nicht zurück, dann ist meine Annahme vielleicht doch falsch. Vielleicht! Ich könnte mir nicht denken, wo er sonst hingekommen sein sollte . . ."

Sie ließ sich auf ihren Stuhl zurück. „Was soll ich denn tun?"

„Nichts. Warten!"

„Bis morgen warten! Das ist zu lang; es liegt eine ganze Nacht dazwischen! — — Es kann ihm ja etwas zugestoßen sein!"

„Auch dann wäre es zwecklos, nach ihm zu suchen. Wer weiß, welche Wege er gegangen ist? — Unsere Berge sind unwegsam, voller Schlünde und Schluchten . . . Sie dürfen aber daran festhalten: er ist heimlich über die Berge, um Ihnen eine Kunde nach Chur zu bringen, und ebenso heimlich wird er wiederkommen! — — Bleiben Sie tapfer . . . und schweigen Sie!" — —

Sie mußten das Gespräch abbrechen; denn eben kam Konrad Immler in die Stube und setzte sich gesellig zu ihnen an den Tisch.

Sofort nahm der Schulmeister die Unterhaltung mit dem Wirt auf, aber die Frau entfernte sich bald und ging auf ihre Kammer.

Lange stand sie noch einsam und verlassen am Fenster ihrer niedrigen Kammer und schaute über das düstere, schweigende Tal hin, das Herz voll Angst und Sorge um den Geliebten. Die Nacht fing jetzt an zu dämmern, und der schwarze Schatten kroch langsam an den steilen Bergen hinauf, höher und höher, bis auch das letzte Sonnenglimmen auf den felsigen Zinnen erlosch. Von dieser feierlichen Schönheit, mit der die Natur sich für die Nacht bereitete, sah die junge Frau nichts; sie sah nur die dunklen, rissigen Felskämme, die rings um das Tal herum schroff und drohend zum Himmel ragten. Schwer legte sich die Stille auf ihr Herz. — — Wo bist du . . .? fragte nun auch sie, und die Angst gab ihr darauf furchtbare Antworten. War es überhaupt möglich, diese Berge zu überschreiten? — Er wollte ihr ein Kunde nach Chur bringen, weil er wußte, daß sie ihn mit Angst und Sorge zurückerwartete . . . Aber vielleicht war es nur bei einem verzweifelten Versuch geblieben. — —

In diesem Augenblick brannte im Scheibenhof ein Licht auf. War er vielleicht eben jetzt zurückgekehrt? — Und wenn, es lag noch eine ganze Nacht dazwischen, bis sie davon Kenntnis erlangte. Das war zu lang! — Hätte der Schulmeister in ihr Herz gesehen, dann hätte er merken müssen, daß er mit seinem „Warten!" Menschenunmögliches von ihr forderte. — — — Und wenn sie jetzt zum Scheibenhof hinüberginge, zu seinen Schwestern? — — Sie mußte ihnen ja nicht gleich sagen, daß sie seine Frau sei. Vielleicht konnte sie ihnen auch so ins Herz reden, daß sie unbedingt nach ihrem Bruder suchen müßten, daß man doch nicht von einem Tag auf den anderen warten dürfe; denn es lag ja immer eine Nacht dazwischen, eine lange, furchtbare Nacht! — —

Allmählich begann sie immer mehr daran zu zweifeln, daß er tatsächlich nach Chur gereist war. Denn wenn es schon keinen Weg über diese Berge gab, dann konnte auch die Liebe und die Sehnsucht keinen finden, auch wenn sie noch so groß waren. Und damit wuchs auch die Angst. Vier Tage! — Warum kehrte er denn nicht zurück, wenn es kein Weiterkommen gab? „. . . unsere Berge sind unwegsam, voller Schlünde und Schluchten!" — Nein, das war nicht auszuhalten! Es mußte etwas geschehen! — —

Da ging unten eine Türe. Ein Mann ging unter ihrem Fenster vorbei und in die Nacht hinaus. Es war der Schulmeister. Einmal wandte er den Kopf zurück und schaute zu ihr herauf, aber er konnte sie nicht sehen, weil sie kein Licht brannte . . . Sollte sie ihn anrufen? Versuchen, ihn umzustimmen? Ihn bitten, daß er ihrem Plan beipflichte? — Nein, nie! Er war bestimmt ein guter und feinsinniger Mensch, dieser Schulmeister vom Schwarztann, aber er war viel zu langsam in seinen Entschlüssen. — —

Die Gestalt verlor sich in der Nacht. Darauf verhallten die Schritte in der Stille . . .

So mußte sie eben auf eigene Faust handeln. Es war ja allein ihr Glück, um das es ging! — Was hatte sie nach den Bewohnern des Schwarztanns zu fragen? Sie war niemand Rechenschaft schuldig!

Entschlossen warf sie ein Tuch um ihre Schultern und verließ das Haus. Die kühle Nachtluft blies ihr ins Gesicht und ließ sie zusammenschauern. Raschen Schrittes lief sieſt dem Scheibenhof zu.

10. Das Glück im Scheibenhof.

Die beiden Frauen vom Scheibenhof wollten sich eben zur Nachtruhe begeben und horchten verwundert auf, als zu so später, ungewöhnlicher Stunde noch an die Haustüre geklopft wurde: Heinrich konnte es nicht sein; denn der wußte ja, wo der Schlüssel lag. Oder sollte sich im Klimmsteig etwas ereignet haben, daß man die Männer unter die Waffen rief . . .?

Hanne ging mit männlich derben Schritten der Haustüre zu und sperrte auf. Ihr Staunen wurde noch größer, als sie in dem späten Gast eine junge fremde Frau erkannte, die mit großen, angstvollen Augen darauf zu warten schien, bis Hanne ihre erste, verwunderte Frage nach Wunsch und Begehr an sie tat. Aber Hanne fragte nichts. Vielleicht scheute sie sich, dieser Frau gegenüber, die aus der großen, vornehmen Welt zu kommen schien, ihre ungewandte, derbe Sprache zu gebrauchen, und gleich im ersten Augenblick verschanzte sie sich hinter eine stumme Abweisung, als hätte sie mit Fremden schon üble Erfahrungen machen müssen, die sie zur Vorsicht gemahnten . . .

„Verzeihen Sie die späte Störung!" begann endlich die junge Frau. „Ich wohne dort drüben im Gasthaus, und ich wollte nur eine Frage an Sie tun . . ." Sie brach ab, als warte sie auf eine Entgegnung.

Aber es war nicht festzustellen, ob Hanne überhaupt etwas davon verstanden hatte; denn die Frau sprach sehr aufgeregt, hastig und leise.

„Ich kenne Heinrich Schrund . . .", fuhr die Fremde fort.

Diese Worte hatte Hanne aufgefaßt. „Der ist jetzt grad nit da", sagte sie kurz und bündig.

„Er ist noch nicht da?" Aus dieser Frage sprach soviel Angst, daß sogar Hanne überrascht aufhorchte und es ganz gerne geschehen ließ, daß die Fremde unaufgefordert an ihr vorbei in den Hauseingang trat. Ihre Neugierde war erwacht. Rasch schloß sie die Türe und führte den Gast in die Stube . . .

Jetzt, im Schein des Lichtes, war es doch leichter, die fremde Frau nach allen Seiten hin zu mustern und zu begaffen. Und das taten sie reichlich, beide, Hanne und Rosin . . .

Die Frau merkte davon nichts. Sie nahm auf dem Stuhl Platz, der ihr beim Eintritt bereitgestellt wurde, ohne sich nach den Weibern umzusehen, die sich in der Nähe des Ofens auf eine Bank niedergelassen hatten. Ihre Sorge um den Verschollenen drängte alles andere zurück. Sie hatte sich nicht einmal an den männlich harten Gesichtern der Weiber gestoßen, die ohne Rückhalt ihr Mißtrauen gegen sie bekundeten. Sie dachte jetzt nicht daran, daß sie inmitten des Schwarztanns saß, in einer düsteren, drückenden Bauernstube, daß die beiden weltfremden, mißtrauischen Weiber eigentlich ihre nächsten Verwandten waren . . . Ja, sie dachte nicht einmal daran, daß sie durch ein unbedachtes Wort ihm große Schwierigkeiten bereiten, ja sogar den Zorn der Schwarztanner auf sich laden könnte, weil sie einen ihrer Söhne von der Heimat losgerissen und in der Fremde festgehalten hatte: den jungen

Scheibenhofer, einen Freien vom Freital, für den es doch nur eine Pflicht, eine Liebe, ein Glück und eine Ehre gab und geben mußte: den Schwarztann. Sie dachte jetzt nur an Heinrich, und zwar so, wie sie ihn kannte und liebte: nicht an den Scheibenhofer und Bauern, sondern an den kunstbegeisterten Bildhauer, der, dem Drange seines Herzens folgend, sich einen Weg über die wilden, schwarzen Berge erkämpfen wollte und vielleicht — der Himmel mag es verhüten! — in diesem Kampf unterlegen war . . .

(Fortsetzung folgt.)

Musik im Heim.

Erzählung von Marina Thudichum.

Herbert Dillingers Ehe war glücklich.

Man beneidete ihn allgemein um Renate, seine hübsche fürsorgliche Frau, und um seinen vierjährigen Sohn Michael.

Die Familie bewohnte eine Dreizimmerwohnung mit Ausblick auf eine Anlage und mit einem winzigen Balkon, der eigentlich Michael allein gehörte.

Das Unglück begann mit dem Umzug.

Herbert hatte seine Arbeitsstelle gewechselt und unweit von seinem neuen Büro eine Wohnung entdeckt, die ebenfalls drei Zimmer und sogar einen Balkon für Michael aufwies. Man könnte dann das Fahrgeld sparen, meinte Herbert, und Renate willigte schweren Herzens ein.

Das erste, was Herbert in dem neuen Haus unangenehm auffiel, war ein Namensschild im ersten Stockwerk. Er stand, einen Kleiderrechen und einen Roller über die Schulter, sinnend davor und runzelte die Stirn. Merkwürdig, daß ich das nicht gleich bemerkt habe, dachte er. Ausgerechnet die Marga wohnt hier — na, das ist ja weniger schön.

Vor seinen Augen erstand plötzlich die Junggesellenzeit und sein Arbeitsplatz neben der auffallend schönen Stenotypistin Margarete. Nun ja, vielleicht war es damals nicht so ganz richtig gewesen, sie einfach allein zu lassen. Aber schließlich — er hatte ihr nie etwas versprochen; ein paar Ausflüge, ein paar Kinobesuche — weiter war nichts gewesen. Sie hatte sich Hoffnungen gemacht — was konnte er dafür? Sie war ihm langweilig geworden mit ihrer Oberflächlichkeit, ihren Launen und ihrer Eitelkeit. Dann war Renate gekommen und hatte ihn glücklich gemacht. —

Herbert bangte um seinen häuslichen Frieden. Sollte er Renate erzählen? Krach! Er hatte durch eine plötzliche Wendung mit dem Roller einen Spiegel zerschlagen, der hinter ihm die Treppe heraufschwankte. Der Ziehmann blieb stehen und stöhnte: „Jotte doch!"

Renate kam die Treppen heruntergestürmt. „Es bedeutet ein Unglück!" rief sie und rang die Hände. Michael hüpfte hinterdrein und quietschte:

„Warum denn, Mutti?"

Da öffnete sich die Tür des ersten Stockwerks, und heraus trat Margarete. „Oh!" rief sie. „Welche Überraschung! Wie wird Klans sich freuen!" Und sie schüttelte Herbert so kräftig die Hand, daß der Kleiderrechen die Treppen hinunterpolterte.

Herbert verbeugte sich und stellte vor: „Meine Frau — mein Sohn" —

„Herr Dillinger ist ein früherer Kollege meines Bruders", lächelte Marga, und für einen Augenblick vertieften sich die Fältchen um ihre Mundwinkel.

So was Verlogenes, dachte Herbert.

„Sag guten Tag", ermahnte Renate ihren kleinen Sohn, und Michael schlug die Hacken zusammen.

„Ich führe meinem Bruder den Haushalt", flötete Marga weiter. „Kann ich etwas helfen? Vielleicht den Kleinen etwas unterhalten? Oder eine Tasse Kaffee kochen?"

„Nein, danke." Michael ging auf den Balkon. Und Kaffee hatte man schon getrunken. Vielen Dank, wirklich ... — „Nun, denn ein andermal", flötete Marga und zog sich zurück.

Herbert sammelte stöhnend die Scherben des Spiegels von der Treppe.

Das „andere Mal" ergab sich bald. Michael hatte von seinem Balkon drei Bausteine hinuntergeworfen. Sie waren auf Margas Balkon liegengeblieben.

„Komm, hol sie dir, mein Jungchen!" rief Marga zärtlich. Und Michael trappte hinab.

Nach einer Stunde holte ihn Renate herauf. Bei dieser Gelegenheit wurde sie natürlich hereingebeten und mußte die Wohnung bewundern. Es waren altmodisch eingerichtete Zimmer. Am Fenster stand ein Klavier mit aufgeschlagenem Deckel.

„Ich habe ein wenig mit dem Kleinen gesungen", lächelte Marga und strich Michael das Haar. „Er scheint sehr musikalisch zu sein — kein Wunder bei diesem Vater."

„So?" fragte Renate verständnislos.

„Ja", ereiferte sich Marga, „wenn Ihr Mann abends bei uns war, mußte ich immer spielen. Er hörte das so gern. Er sagte oft: „Ich heirate nur eine musikalische Frau — Musik eint die Menschen." — „Ja", sagte Renate geistesabwesend. Dann nahm sie Michael an der Hand. „So, nun müssen wir aber gehen."

„Das is eine ulkige Tante", erklärte Michael auf der Treppe. „Sie lacht wie das weiße Huhn im Kinderzoo".

„Das sagt man nicht", ermahnte Renate streng.

„Aber Klavierspielen kann sie fein", ergänzte Michael trotzig. „Warum haben wir kein Klavier?"

„Vielleicht haben wir bald auch eins", antwortete Frau Renate kurz. „Frag nicht so viel, Michael."

Aber insgeheim dachte Frau Renate über manches nach.

Warum, so fragte sie sich, hat Herbert mir nie etwas von seiner Vorliebe für Hausmusik erzählt? Sicher hält er mich für unmusikalisch und wollte mich mit seinem Wunsch nicht beschämen. Richtig, wie war das gestern? Renate war im Kino gewesen. Beim Nachhausekommen hatte sie die Wohnung dunkel vorgefunden. Schließlich hatte sie Herbert auf dem Balkon entdeckt. Ganz still hatte er gestanden und nach unten gelauscht. Marga spielte das Spinnerlied aus dem „Fliegenden Holländer".

Renate empfand die Art dieses Spiels nicht eben als einen besonderen Genuß. Herbert sagte: „Ein wunderbarer Abend." Renate hatte nur stumm genickt. Sicher hatte Herbert in Erinnerungen geschwelgt. Was das für Erinnerungen waren — wer konnte es wissen? Denn, wenn Herbert nur der Freund des Bruders war, warum begeisterte ihn das Spiel der Schwester so sehr? Schließlich, so wie Marga hatte sie auch einmal gespielt als junges Mädchen. Das war freilich etliche Jahre her. Sie würde eben üben müssen...

Renate begann zu sparen. Sie entdeckte, daß Michaels Mantel noch gut genug war für diesen Sommer und daß man in der Küche auch manches anders machen konnte. Nach vierzehn Tagen fragt Herbert sie: „Brauchst du mehr Wirtschaftsgeld? Ich meine nur — ich habe so das Gefühl..."

„Ach, ja, bitte", sagte Renate errötend.

Es vergingen einige Wochen. Eines Mittags blieb Herbert beim Eintritt ins Wohnzimmer vor Staunen stehen. Er erblickte am Fenster ein Klavier mit aufgeschlagenem Deckel.

„Ich habe es gemietet", erklärte Renate strahlend. „Marga erzählte mir, Hausmusik mache dich so glücklich. Freust du dich?"

„Ja — natürlich", sagte Herbert langsam.

Er traut meinem Können nicht, dachte Renate. Aber ich will's ihm schon beweisen...

Ich muß Stunden nehmen, überlegte sie, damit ich Herbert eine Freude mache. Im Grunde ihres Herzens aber hatte sie einen Gedanken: „Ich muß besser spielen als Marga."

Renate nahm Unterricht. Michael verbrachte diese Stunden bei Marga. Wenn Renate ihn abholte, fragte Marga mit süßem Lächeln: „Nun — wieder große Fortschritte gemacht? Ich sehe schon, Sie werden bald eine fertige Künstlerin sein..."

Renate nickte und ließ Michael vor sich die Treppen hinaufgehen. Sie war müde und unzufrieden. Oben setzte sie sich ans Klavier. In zwei Stunden kam Herbert nach Hause. Diese Zeit wollte sie zum Üben ausnützen. Aber es war wieder so wie alle Tage: Wenn sie mit ihren Fingerübungen anfangen wollte, sah sie Marga lauschend. Nein, Renate konnte nicht spielen...

Mit einem plötzlichen Aufschluchzen warf sie sich mit den Armen auf die Tasten. Michael kam erschrocken angelaufen.

An der Korridortür klapperte ein Schlüssel.

Michael stürmte hinaus. „Vati, du kommst ja früh!" seufzte er erleichtert. Und dann sagte er: „Ich habe Hunger." Und nach einer Weile: „Mami weint."

Herbert nahm Renate in den Arm. „Ich weiß schon", sagte er. „Ich weiß alles ganz genau. Du brauchst mir nichts zu erzählen. Aber es ist wirklich ein ganz großer Unsinn, Renate . . ."

„Ja", sagte sie leise, „vielleicht. Aber wenn es dir wirklich Freude macht, spiel ich doch."

„Ja, es macht mir wirklich Freude", lächelte Herbert, „wenn du mir einmal ein ganz einfaches Volkslied spielst."

Renate spielte: so schön und rein und innig wie nie zuvor, denn sie dachte nicht mehr an Marga.

Fröhliche Pirsch.

Allerlei Jägerlatein von Jo Hanns Rösler.

Vor Jahren lebte in Tirol ein Jäger, der schon getroffen hatte, bevor er überhaupt schoß. Und das kam so: Der Tiroler hieß Grubersepp und war wegen seiner sicheren Hand überall unter dem Namen Treffsepp bekannt. Eines Tages nun pirschte er durch den Wald. Plötzlich tat sich vor ihm ein mächtiger Auerhahn auf und fiel auf einen hohen Baum ein. Treffsepp nahm seine Büchse und legte an. In diesem Augenblick eräugte ihn der Hahn und rief erschrocken vom hohen Ast herunter:

„Ja mei, seid Ihr gar der Treffsepp?"

„Freilich", erwiderte der Jäger.

Da läßt sich fei nix machen — brauchst net erst schießen, Treffsepp — ich komm lieber gleich von selber runter und bin tot", sprach der Vogel und fiel von so großer Treffsicherheit überwältigt tot vom Ast.

*

Zu den Neigungen der Hasen gehört bekanntlich ihre große Vorliebe für Schnupftabak. Das wußte sich ein Jäger in Schwaben zunutze zu machen. Er streute auf jeden Kilometerstein eine kräftige Prise Schneeberger Schnupftabak. In der Dämmerung kamen die Hasen und schnupperten.

„Das scheint ja ein gar köstlicher Tabak zu sein!" sprachen sie. Und jeder Hase nahm einen tüchtigen Schnupfer, fing dann erschrecklich an zu niesen und zerschlug sich dabei den Kopf am Kilometerstein. Am nächsten Morgen erschien der kluge Jäger aus Schwaben und sammelte die reiche Beute ein. Leider aber sprach sich dieses sonderbare Jagdverfahren bald herum. So wurde der Schneeberger Schnupftabak berühmt, und die Hasen wurden selten in Schwaben.

*

Auf eine sehr sonderbare Art betreibt man die Hasenjagd in Nordamerika. Während der kalten Wintermonate stellt man eine Laterne mit einem brennenden Licht auf den Acker. Von dem Licht angelockt, laufen die Hasen von allen Seiten herzu. Sie erblicken das Licht und denken: „Da brat uns einer ein vierblättriges Kleeblatt! Wie kommt das Licht denn auf den Acker?"

Sie setzen sich im Kreis herum und starren nachdenklich in das Licht. Von diesem unentwegten Starren gehen ihnen bald die Augen über, die Tränen tropfen auf den Boden hinab und frieren dort fest. Wenn die Hasen auf diese Weise angefroren sind, kommen die Jäger aus dem Busch und brechen sich die Tiere einfach ab. So fängt man in Nordamerika Hasen. Allerdings nur im Winter.

*

Ein Jäger in Ostpreußen pirschte auf Wildschweine und hatte nur noch eine Kugel im Lauf, als er plötzlich aus dem Unterholz einen Frischling hervorbrechen sah. Dabei fiel dem Jäger auf, daß das Tier sich besonders langsam fortbewegte. Und ehe er noch des Rätsels Lösung fand, bemerkte er hinter dem Jungschwein einen mächtigen Keiler. Der hatte des Frischlings Ringelschwänzchen im Maul, und der Frischling führte so den alten, anscheinend völlig blinden Keiler durch den Wald. Da der Jäger nur noch einen Schuß in der Büchse hatte und sowohl den zarten Frischlingsbraten als auch die Trophäe der starken Hauer des Keilers nicht missen wollte, legte er auf den Frischling an und streckte ihn zu Boden. Verwundert blieb der alte Keiler stehen. Der Jäger schnitt schnell dem Frischling das Schwanzerl ab, nahm es in die Hand, auf der anderen Seite biß der Keiler wieder an und ließ sich so zu des Jägers Hütte führen.

*

Fasanen zu fangen ist ein besonderes Kunststück der Niederbayern. Sie nähern sich vorsichtig dem Baum, auf dem ein Fasan sitzt. Sind sie auf zehn Schritte heran, beginnen sie plötzlich zu pfeifen. Der Fasan äugt neugierig auf den Menschen. In dieser Minute nun, wo der Vogel den Menschen erblickt, setzt sich der Niederbayer in Trab und läuft immer schnell um den Baum herum. Der Fasan läßt ihn nicht aus dem Auge und muß bei dem raschen Rundlauf fortwährend seinen Kopf drehen. Bis er ihn sich schließlich ganz abgedreht hat und der Vogel tot vom Stengel fällt.

*

Um Enten zu erlegen, läßt man im Spätherbst auf einer Stelle, wo sie einzufallen pflegen, große Kürbisse auf dem Wasser schwimmen. Mit der Zeit gewöhnen sich die Vögel an die Früchte, und eines Abends steigen nun die Jäger kurz vor dem Einfallen in das Wasser und bedecken ihren Kopf mit den ausgehöhlten Kürbissen. Die Enten fallen in der Dämmerung ein und schwimmen sorglos zwischen den gelben Kürbissen umher. Leicht ergreift jetzt der Jäger eine nach der andern, zieht sie schnell unter das Wasser, dreht ihr den Kragen um, ohne das die anderen Enten etwas davon merken. Auf diese Weise soll die Strecke oft hundert Tiere zählen.

Eine andere Art, Enten zu fangen, erzählt uns Münchhausen. In den großen russischen Seen gibt es Millionen wilder Enten. Münchhausen kaufte eines Tages zwanzig Rollen Bindfaden, knüpfte sie aneinander, bis die Rolle viele hundert Meter lang war. An das eine Ende gab er ein Stück Speck, warf er in den See und ließ es schwimmen. Bald schwamm auch eine Ente heran, verschluckte den Köder und verdaute ihn im Handumdrehen. Sofort kam eine zweite Ente geschwommen und schluckte den Speck nun ihrerseits hinunter. Auch diese verdaute ihn in dem bekannten Ententempo, und eine dritte Ente verschluckte ihn von neuem. Münchhausen ließ immer mehr Bindfaden nach, bis er schließlich tausend Enten aufgereiht hatte. Dann klatschte er in die Hände. Die Enten hoben sich in die Luft, und Münchhausen lenkte ihren Flug in das Schloß seines Freundes, wo man heute noch von den leckeren Enten ißt, falls sie nicht inzwischen gestorben sind.



Lustige Ecke



„Ich leide an der fixen Idee, Herr Doktor, daß mich alle Menschen anstarren!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.